

„Der Geruch von Blut und Rosen in einem Atemzug“

Neue Literatur über das Mittelalter

Das Mittelalter erlebte bislang verschiedene Comebacks. Keines gleicht dem anderen. Hatten Adel und Bürgertum des 18. Jahrhunderts in ihrem Kampf um politische Rechte den Zeitraum erschlossen, der von 800 bis 1500 das Mittelalter umschließt, so begeisterte sich die Romantik an dem – von ihr dem Mittelalter zum Teil unterstellten – Ordo-Denken, an Korporation und einheitsstiftendem Glauben der Universitas catholica. Bewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts knüpften an dumpfe, aber nicht stumpf gewordene Gefühle an, schwärmten von einem „tausendjährigen Reich“ und zeichneten „Ritterkreuzträger“ aus. Am Ende des zweiten Jahrtausends christlicher Geschichte nun also noch einmal eine Hinwendung. Worum mag es diesmal gehen? Ist Auskunft möglich?

1. Fragen wir zuerst, wo wir selbst stehen. Zwar ist uns der Raster verlorengegangen, der dieses „Mittelalter“ in irgendeine „Mitte“ einzuordnen erlauben würde. Doch lebte es unter dieser Bezeichnung in unsere Zeit hinüber und ernährt eine stattliche Zunft von Gelehrten und Verlagen. J. Huizinga, dessen Suche nach Kennzeichnung des Mittelalters zu dem „Geruch von Blut und Rosen in einem Atemzug“ führte, traten Georges Duby, Jacques Le Goff, Emmanuel Le Roy Ladurie ebenso zur Seite wie Rolf Sprandel, Karl Bosl, Raymonde Foreville und Régine Pernoud. Sie und viele andere mehr leisteten für uns heute unverzichtbare Erschließungsarbeiten, in Wirtschafts- und Sozialgeschichte, in Klima- und Mentalitätsforschung. Darauf konnte weitergebaut werden. Weiße Flecken füllten sich: Was wußte man vorher über Frauenberufe im Mittelalter? Grobe Urteile verfeinerten sich, etwa die über das Leben auf der Burg. Bislang feste Vorurteile gerieten ins Wanken, etwa die Technik oder die „Eß- und Saufgier des Mittelalters“ betreffend. Doch war der Preis für den Wissenszuwachs nicht gering: „Die Mittelalterforschung der Gegenwart hat aus dem tradierten, so wunderbar harmonischen Mittelalterbild ein Trümmerfeld gemacht, dem freilich die interessantesten sozialgeschichtlichen, rechtsgeschichtlichen, kulturge-

schichtlichen Fragestellungen erwachsen sind.“ (O. Borst, 20)

Was sich abzuzeichnen scheint, ist eine wiedergewonnene Kraft der Zusammenführung der Daten in ein überblickbares Bild. Mindestens meldet sich das Verlangen nach Übersichtlichkeit immer stärker an, ohne sich jedoch mit Allgemeinbildern und pauschalen Aussagen zufriedengeben zu wollen. Als Beleg mag, außer der hier aufgeführten Literatur, das „Lexikon des Mittelalters“ dienen, das seit 1977 im Artemis Verlag, München und Zürich, erscheint.

2. Diese geduldige, beharrliche Arbeit ist nun überrollt und zugleich unterstützt worden durch *Umberto Eco*s Roman „Der Name der Rose“¹, dessen Verkaufs- und Leseerfolg nur noch durch den Siegeszug des gleichnamigen, nach dem Buch gedrehten Films in den Schatten gestellt wurde. Eco ist 1932 geboren und lehrt Semiotik in Bologna. So sehr sicherlich dieses Opus aus dem Arbeiten und der Eigenart Ecos („ich hatte den Drang, einen Mönch zu vergiften“²) herausgewachsen und ihnen verbunden ist, so sehr ist doch der Erfolg auf ein Zeitinteresse zurückzuführen. Er kann nicht allein damit erklärt werden, daß ein geschickt konstruierter Kriminalfall mit apokalyptischer Grundstimmung in eine bizarre Umwelt verpflanzt wurde.

Nun sei den verschiedenen Deutungen des Romanerfolgs – es geht schon gar nicht um eine Lüftung des Geheimnisses der „Rose“! – nicht noch eine beige-steuert. Nur eine Vermutung sei geäußert: Muß es dem Leser nicht Vergnügen bereiten, den geordneten sozialen Kosmos eines Klosters denselben Abgründen ausgesetzt und von denselben Leidenschaften erschüttert zu sehen, die er, der Leser und Kinobesucher, in seiner, der heutigen Welt antrifft? Spielt also der Genuß mit, zu sehen und zu erleben, daß auch „die damals“ nicht besser, nicht moralischer und nicht klüger waren? Und dient dies nicht gerade dem als Entschuldigung, der darunter leidet, sich seine Zeit nicht ausgesucht haben zu können? Und dem, der es nicht verträgt, daß ein Spiegel ihm vorgehalten wird? Würde Eco paradoxerwei-

se dann aber nicht zu einer nivellierten Sicht der Zeiten beitragen, und das Interesse am Mittelalter verflachen lassen? Ich darf die Vermutung nicht zu weit treiben, denn Eco selbst erkennt der Beschäftigung mit dem Mittelalter eine heilende Funktion zu: „Das Mittelalter ist unsere Kindheit, zu der wir immer wieder zurückkehren müssen, um unsere Anamnese zu machen.“³ Um Zeit und Personen des Romans verstehen zu können, bieten Klaus Ickert und Ursula Schick eine gediegene Hilfe an, die den Leser aber auch nicht unterfordert⁴. Von Alanus de Insulis über Joachim de Fiore bis hin zu Uberto de Casalis reicht die Reihe der Kurzportraits.

3. Wenn wir den Blick auf die Forschung richten, so verdient das Werk zuerst genannt zu werden, das einen Gesamtüberblick über das Mittelalter bietet: *Otto Borsts* „Alltagsleben im Mittelalter“⁵. Borst, 1924 geboren und als Professor für Landesgeschichte an der Universität Stuttgart tätig, überzeugt durch seine ruhige, ausgeglichene und höchst sachkundige Darstellung der Alltagsleben, denn es gab nicht nur eines im Mittelalter, vielmehr so viele, wie es politische Stände und soziale Klassen waren. In sechzehn Annäherungen lenkt Borst den Blick auf die durchgängige Gliederung in „orantes“, „milites“ und „laboratores“ und stellt das Leben der Burgbesatzung, der Bauernfamilie, der Mönche, Nonnen und Städter vor. Haus- und Kleiderkultur, das Leben im Bad und in der Schreibstube, das laszive und streng regulierte Leben der Menschen: dies alles erhebt Borst aus einer Vielfalt wenig bekannter Quellen und rahmt es durch zwei sehr gelungene Kapitel ein: Sie geben den Blick auf den gläubigen Menschen frei, der im stets gegenwärtigen Angesicht des Todes lebt. Im Vorbeigehen korrigiert Borst Huizinga (38), Ariès (314) und Le Goff (311 ff.), die zwei letzteren in ihrer Bewertung der Kindesrolle im Mittelalter, entlarvt marxistische Schablonen bezüglich der Arbeitsteilung und rüttelt an manchen Lehrmeinungen; die im Index aufgeführten 14 Stichworte zur „Frau im Mittelalter“ bekunden Borsts Aufgeschlossenheit.

Borst schlägt keinen Bogen um die Dürsterkeiten mittelalterlichen Lebens; Brutalität, alltägliche Grausamkeit und Menschenverachtung werden nicht verschwiegen. Mit Hartmann von Aues-

„Iwein“ (zwischen 1180 und 1210 verfaßt) betritt der Leser ein „Arbeitshaus“ und steht mageren und bleichen Arbeiterinnen gegenüber, „von hunger und von durste“ gekennzeichnet. Sie klagen: „Der lön ist alze ringe / vür spise und vür cleider“ (der Lohn ist viel zu kärglich / für Nahrung und Kleidung)“ (352f.). Und Borst fügt hinzu: „... die Hinweise auf die von Arbeit und Entbehrung gezeichneten Leiber, auf die Auszahlung eines Spottlohns, auf die Ausbeutung durch die ‚Kapitalisten‘ geben Hartmanns höfischem Roman an dieser Stelle doch eine zweifellos wirklichkeitsnahe Aussagekraft: so konnte Frauenarbeit schon im Hochmittelalter gearbetet sein“ (353).

Die Bauern nicht zu vergessen! Borst zitiert aus einer Chronik: „Diese Leute haben nimmer Ru. Frūw und spat hangen sie der Arbeit an... Ihren Herren müssen sie oft durch das Jahr dienen, das Feld bawen, säen, die Frucht abschneiden und in die Schewer führen, Holz hawen, und Gräben machen. Do ist nichts, das das arm Volk nit thun muß und on Verlust nitt auffschieben darff“ (116). Aber auch hier fehlt nicht die leise Warnung vor Vereinseitigung, wenn Borst aus einer anderen Chronik zusammenfaßt: „Als Gerbert von Aurillac eine seiner aquitanischen Bäuerinnen pflügen sah, sie nach dem Grund fragte und zur Antwort bekam, ihr Mann sei krank, sie sei allein und es sei Zeit zur Aussaat, gab er ihr für jeden Tag der Saatzeit Geld zur Entlohnung eines Landarbeiters, so daß ‚sie aufhören konnte, wie ein Mann zu arbeiten‘. Gerberts Biograph fährt fort: ‚Denn Gott verabscheut alles, was gegen die Natur ist‘“ (123). Nur ein Beispiel für Borsts Urteilsfähigkeit sei angeführt: „Der Bauernstand war politisch, wir würden heute sagen, ideologisch zu wenig grundiert und zu sehr abhängig von der Konjunktur, als daß er hätte eine Macht darstellen können. Verglichen mit den anderen Ständen war sein Rechtsfundament so zweitrangig, daß man es vergessen konnte, wann immer die Zeiten das erlaubten“ (115). Zahlreiche Abbildungen erleichtern es dem Leser, sich in die Zeit des Mittelalters einzustimmen. Zu Beginn nennt Borst es „das andere Leben“. Wer sich durch die „Alltage“ geleiten läßt, wird sich seiner selbst neu gewiß werden, zu den heutigen Möglichkeiten, den Verlusten und Grenzen einen neuen reicheren Bezug gewinnen.

4. Den Bewegungen der Neinsager, den Häretikern gilt das Buch von *Lothar Baier*⁶. Der 1942 geborene Baier, von Beruf Essayist, Übersetzer und Literaturkritiker, verwertet die neuesten französischen und deutschen Forschungen über die Katharer (Arno Borst, Duvernoy, Nelli, Thouzellier), um vor dem Leser ein plastisches Gemälde aufzubauen von der Ausbreitung und Ausrottung der Katharer. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts befanden sich weite Teile Europas auf dem Weg des Abfalls vom katholischen Glauben. Der Alarmruf des Grafen Raimund von Toulouse erreichte Cîteaux 1177: „Die Verderblichkeit und die Verbreitung dieser Häresie haben derart die Oberhand gewonnen, daß fast alle ihrer Anhänger überzeugt sind, Gott zu huldigen... Sie hat Zwietracht zwischen Mann und Frau, Vater und Sohn, Schwiegermutter und Schwiegertochter gesät... Selbst jene, die mit dem Priesteramt bekleidet sind, werden durch die Ausbreitung der Häresie verdorben; die alten Kirchen, einstmals Gegenstand der Verehrung, werden im Stich gelassen und dem Verfall preisgegeben; man verweigert die Taufe; die Eucharistie ist entweiht, die Buße wird verachtet; man mag nicht an die Erschaffung des Menschen und die Auferstehung des Fleisches glauben; alle Sakramente der Kirche werden für null und nichtig erklärt, und was noch schlimmer ist, man führt sogar zwei Prinzipien ein“ (50).

Den Dualismus der Katharer untersucht Baier eingehend. Die These des Buchs, im Untertitel angezeigt, entfaltet Baier ab S. 147: „Aus Bettelmönchen werden Inquisitoren, aus Theologie wird Polizeiwissenschaft.“ Baier arbeitet die Entstehung des Inquisitionsverfahrens, seine ausgeklügelten Verhörmethoden und das Überwachungssystem heraus. Doch, wie öfters in dem Buch, künden die Titel mehr an, als die Abhandlung selbst hergibt.

Baiers Text ist aber auch weniger von Ideologie geleitet als es der Klappentext gelten lassen will, wenn es dort heißt: „Lothar Baier zeigt, wie die Geschichte der behördlichen Verketzerung von Gedanken den modernen Staat vorbereitet hat, wie der Widerstand gegen die totalitären Tendenzen der Obrigkeit die Geburt der modernen Demokratie im ketzerischen Untergrund einleitete und wie ein ketzerischer Gedanke – der vom

Recht auf Freiheit – zur materiellen Kraft werden und zur Veränderung der Verhältnisse beitragen kann.“ Baier hat sich einem solchen Anspruch nicht unterworfen, unterdrückt nicht Kritik an Lehre und Leben der Katharer – etwa an ihrer Mißachtung der Frau. Er bescheinigt – etwas widerwillig – dem vierten Laterankonzil Mäßigung im Umgang mit den Häretikern (149). Gelegentlich ist Baiers Sprache ein wenig gezwungen auf Verständlichkeit aus: so bedient sich Bischof Fulko im Antihäretikerkampf einer „Todeschwadron“ (127); das Byzanz von 1204 mußte, so Baier, den venezianischen Kaufleuten als „ein riesiger, ihnen bisher verschlossener Antiquitätenmarkt“ erscheinen (109), und als „internationale Mammutkonferenz“ wird das vierte Laterankonzil bezeichnet (133).

Am interessantesten ist Baier dort, wo er dialektische Bezüge herstellt: Wie die nicht sanierte Kirche Häresien provozierte, so auch die reformierte. Der korrekt einverlangte Zehnte leistete der Absage an die Kirche auch weiterhin Vorschub. Da auch die gereinigte Kirche nicht vom Geld ließ, begründete gerade die Reform das Nein zu dieser Kirche noch tiefer. Baier zeigt auch den Zusammenhang von abweichender Lehrmeinung, Überzeugungsgespräch, Leben in Armut und Inquisition auf. Er entdeckt zu Recht eine Art der Verselbständigung der von ihm apostrophierten polizeilichen Maßnahmen, welche auch in den protestantischen Kirchen anzutreffen seien und „das Absterben der Kirchenmacht so grandios überlebten“ (193). Ob allerdings in der Inquisition, die sich und wie sie sich in Okzitanien installierte, das Vorbild aller späteren Polizeimaßnahmen zu finden ist, bleibt offen. Weniger ist nach Vorbildern in der Zeit vor 1220 zu suchen, als einmal zu fragen, ob wir Menschen nicht mit Leichtigkeit je neu die Repressionsinstrumente uns erfinden, ohne auf Vorlagen angewiesen zu sein. Baier jedenfalls hat eine wertvolle Vermittlung neuester Forschungen über die Katharer geleistet, die Einbettung in einen allgemeineren Hintergrund ist ausgezeichnet gelungen.

5. Das anknüpfende 14. Jahrhundert entrollt *Barbara Tuchmann* unter dem Titel „Der ferne Spiegel“⁷. Der 1912 geborenen Historikerin, die sich wiederholt mit Erfolg an zeitgenössischen Stoffen versucht hat, ist ein durchdachtes, farbi-

ges Werk gelungen, das in den Bann schlägt. „Kein Zeitalter ist ordentlich und einfarbig, aber keines ist aus bunterem Stoff als das Mittelalter“ (13). Mittels eines Kunstgriffs fädelt Tuchmann einen roten Faden in den Stoff. Sie hat sich eines historisch verbürgten Menschen als Leitfigur versichert, des Ritters von Couzy, der dieses Jahrhundert durchlebt, durchkämpft und durchleidet. Mit ihm durchzieht der Leser die Gegendens Europas und Asiens, nimmt er an Festgesellschaften und Beerdigungen von Pesttoten teil. Nicht verschmäht es die Autorin, uns beiläufig einen Huldigungsakt zu schildern: „Der Gesandte ritt während dieser Zeremonie ein braunes Pferd..., dessen Schwanz und Ohren gestutzt waren, es trug ein Pfluggeschirr. Der Gesandte führte eine Peitsche mit sich, eine Säschale mit Weizen und einen Korb mit 120 sichelförmigen Pasteten aus Weizenmehl, die mit geminztem Kalbfleisch gefüllt und in siedendem Öl gebacken worden waren. Dem Reiter folgt ein Hund mit ebenfalls gestutztem Schwanz und gestutzten Ohren, eine Pastete um den Hals gebunden. Der Mann umritt ein steinernes Kreuz vor dem Burgtor dreimal und ließ dabei jedesmal seine Peitsche knallen. Dann stieg er ab und kniete vor der Löwenplattform nieder. Wenn jedes Detail der Zeremonie und ihre Ausstattung gestimmt hatte, durfte er alsdann die Plattform besteigen, küßte den Löwen und hinterließ die Pasteten und zwölf zusätzliche Brotlaibe mit drei Krügen Wein als Zeichen seiner Huldigung. Der Herr von Couzy nahm ein Drittel der Gaben und verteilte den Rest unter den versammelten Beamten und Stadtherren. Danach drückte er dem Huldigungsschreiber ein Siegel auf“ (35f.).

Langjährige Übung im Schreiben, lebenslanges Studium mittelalterlicher Quellen und angelsächsische Nüchternheit mit einem Schuß Humor ließen einen Text entstehen, der uns mit einem Jahrhundert auch die „*Conditio humana*“ erschließt.

6. Ein aus lebenslanger Gelehrtenarbeit erwachsenes Buch über Meister Eckart hat *Kurt Ruh*, langjähriger Ordinarius der Germanistik in Würzburg, veröffentlicht⁸.

In dem Kapitel „Eine steile Gelehrten- und Ämterlaufbahn“ stellt Ruh den um 1260 geborenen Eckart vor, sein Leben mit Gott erschließt

sich aus den „Reden der Unterweisung“. Dionysische Mystik entziffert Ruh im „*Granum sinapsis*“. Der Predigtsammlung Eckarts „*Paradisus anime intelligentis*“ und dem „*Opus tripartitum*“ gelten weitere Kapitel. Eckarts Beziehung zu den Beginen wird untersucht, sein Trostbuch „*Liber benedictus*“ besprochen, um schließlich auf Eckarts „Prozeß“ einzugehen.

Ruh leitet informierend die Eckartzitate ein und trägt sie in heutiger Sprache vor, schlicht und ungekünstelt. Seine Interpretation scheut nicht die Probleme, versucht zu klären und behutsam den Sinn zu entbergen, ohne je aufdringlich oder vergewaltigend zu wirken. Unausweichlich ist, daß dem Leser ein gutes Maß an philosophischer Kenntnis zugemutet wird. Ruh versucht, so weit wie möglich dem Leser dabei entgegenzukommen, doch macht sein Bemühen mit Recht dort Halt, wo den Gedanken Eckarts Verfälschung droht. „Er sprach aus der Ewigkeit, und ihr versteht es nach der Zeit.“ Dieses Wort Taulers über Eckart mit der Doppelsinnigkeit – „verstehen nach unserer Erdenzeit“ oder „verstehen im zeitlichen Ver-Zerrt-Sein“ – rückt Ruh nicht unbeabsichtigt an den Beginn seiner Exegese.

Ruh hat sich ebenfalls der schwierigen Aufgabe gestellt, Eckarts Worte in unsere Zeit zu übersetzen. Die Seinsethik Erich Fromms, so Ruh, gehe auf Eckart zurück, wenn er sage: „Die Menschen sollen nicht so viel nachdenken, was sie tun sollen, sie sollen vielmehr bedenken, was sie sind“ (15). Und zu dem immer aktuellen, wenn auch künstlich geschaffenen scheinbaren Spannungsverhältnis von Gottes- und Nächstenliebe läßt Ruh Eckart die Antwort geben, daß die Nächstenliebe kein Verlassen der Liebe Gottes sei, sondern eine „ausbrechende“ Form der Gottesliebe, also in und mit Gott geschehe, ihm, der mehr als alle Form ist, angemessen.

7. *Dieter Kühn* trat bereits mit aufsehenerregenden Werken über Oswald von Wolkenstein und Neidhart von Reuenthal hervor, diesmal nun als Verfasser eines epochemachenden Buchs zu Person und Werken Wolframs von Eschenbach⁹. Was verbindet diese drei Dichter des Mittelalters? Dazu Kühn: „Was sie verbindet: eine jeweils spezifische Form des Humors. Und: jeder von ihnen hat die literarische Artikulation seiner Zeit entschieden erweitert, hat hier Neues gewagt. Ihr

Oeuvre weist jeweils in eine literarische Zukunft, und das intensiviert ihre Präsenz“ (905). Dies zugleich als eine Kostprobe für den Stil Kühns, der es meisterhaft versteht, den Leser teilhaben zu lassen. Er weicht instinktiv vor dem Schlamm zurück, den der Huf des vorbeigaloppierenden Pferdes verspritzt; Hähne krähen aus dem Burghof herauf, Verwundete keuchen, ein Komet faucht vorbei. Das Mittelalter ist hautnah, ja geht unter die Haut, und doch übertölpelt Kühn nie den Verstand. Man lese den Abschnitt über die Latrine und was die Ausgrabungen von Sickergruben über mittelalterliche Ernährung und Krankheiten zu erkennen geben, oder studiere die Ausführungen über die Armbrust: Präzision muß nicht erdrücken. Im zweiten Teil sodann die Werke Wolframs: Lieder, Parzival, das Willehalm-Epos, das Fragment des Titulrel. Um den Schluß des „Parzival“ auf Kühn anzuwenden: es „hat die Mühe sich gelohnt“.

8. Eine befriedigende Antwort auf die eingangs gestellte Frage mag der Leser nicht erhalten haben: Warum Rückkehr zum Mittelalter? Wegen des nicht ausrrottbaren Wahrheitsverlangens der Menschen? Um der Anamnese willen? Jedenfalls nicht aus Sehnsucht nach einem „Goldenen Zeitalter“. Vielleicht ganz schlicht um unserer Identität willen.

Bleibt noch übrig, einen Blick auf das Bild der Kirche zu werfen, das uns in den Beiträgen zum Mittelalter entgegentritt. Die „Kirche“ wird aus Distanz beschrieben.

Man reibt sich nicht mehr an ihr aus persönlichen Gründen, keine Kindheit oder Jugend, die in der Kirche gelebt wurde, klagt nachträglich an. Vielmehr wird mit nüchtern-kühlem Blick die Kirche als Institution seziert. Das Ergebnis? Kirche als Finanzmacht, die die Armut verrät, als ein raffiniertes System von Verboten, von denen sich freizukaufen neue Geldmittel einbringt, so J. Goody¹⁰, ausgestattet mit skrupellosen Inquisitoren, wie der Bernard Gui im Film „Der Name der Rose“, mit im Luxus quasenden Prälaten und lustig zeugenden Landpfarrern, wie L. Baier sie abzeichnet. Dieses Bild ist einmal greller, ein andermal dezenter ausstaffiert. Fehlen tut es in keinem Werk. D. Kühn zitiert: „Weint ihr Töchter Zions, weint, denn die großen Kirchenherren folgen heute Jesus Christus nur noch aus der

Ferne nach!“ und „... wer kein Geld zu geben hat, dessen Antrag lehnt Rom ab“ (258). Tuchmann verschweigt nicht, daß viele Priester, nicht alle, sich der Betreuung der Pestkranken verweigerten.

Dieses Bild entspricht der Wirklichkeit, die Quellen sind nicht zu widerlegen, höchstens fehlen ergänzende. Auch darf man daran erinnern, daß das Auffallende und Mißglückte eher festgehalten wird als das, was gelingt. Kein Konzil trat je zusammen, um festzustellen, was an christlichem Verhalten bereits gelebt wurde; es wollte immer Mißbräuche abschaffen und Verhalten korrigieren. Die soziologische Fragestellung „Wie wird etwas gelebt?“ stellt das „Was wird gelebt?“ zurück und interessiert sich jedenfalls zur Zeit nicht für Themen wie „Kirche als Erzieherin“, als geistige Macht, als Hefe im germanisch-römischen Völkergemisch oder als „Transporteurin“ antiker Kultur. Und wenn Mönche Bücher abschreiben, wie in Ecos Roman, so sind andere Mönche darauf aus, die Werke zu verbrennen.

Die Kirche steht mit ihrem Lebenszeugnis auf dem Prüfstand. Kein Zweifel, die meisten Autoren ziehen die Bilanz: Trotz nichtwegzudenkender Gegenwärtigkeit der Kirche ist ihr Zeugnis zu leicht und zu schwach. *Norbert Brieskorn SJ*

¹ München 1982; dtv ¹¹1987.

² U. Eco, Nachschrift zum „Namen der Rose“ (München 1984; dtv ⁷1986) 21.

³ Ebd. 86.

⁴ K. Eckert, U. Schick, Das Geheimnis der Rose – entschlüsselt. Zu Umberto Ecos Weltbestseller „Der Name der Rose“ (München ⁴1986).

⁵ Otto Borst: Alltagsleben im Mittelalter. Mit zeitgenössischen Abbildungen. Frankfurt: Insel 1986. 659 S. Kart. 18,-.

⁶ Lothar Baier: Die große Ketzerei. Verfolgung und Ausrottung der Katharer durch Kirche und Wissenschaft. Berlin: Wagenbach 1984. 204 S. Kart. 14,-.

⁷ dtv ⁵1985.

⁸ Kurt Ruh: Meister Eckhart. Theologe, Prediger, Mystiker. München: Beck 1985. 207 S. Lw. 42,-.

⁹ Dieter Kühn: Der Parzival des Wolfram von Eschenbach. Frankfurt: Insel 1987. 942 S. Lw. 48,-.

¹⁰ J. Goody, Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa (Berlin 1986).